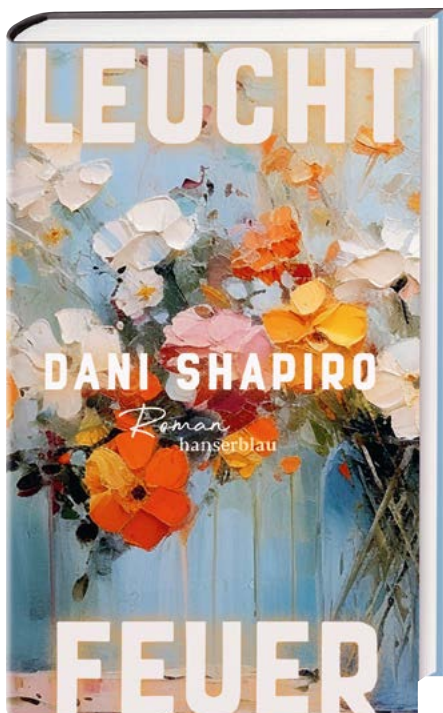


Leseprobe aus:
Dani Shapiro
Leuchtfeuer



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2023 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

HANSER

hanser**blau**

Dani Shapiro

LEUCHTFEUER

Roman

Aus dem Englischen von
Ulrike Wasel und Klaus Timmermann

hanserblau

Dieses Buch ist für Jacob

Die Originalausgabe erschien 2022 unter dem Titel *Signal Fires*
bei Alfred A. Knopf in New York.

1. Auflage 2024

ISBN 978-3-446-27935-3

© 2022 by Dani Shapiro

All rights reserved.

Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe:

© 2024 hanseblau

in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: FAVORITBUERO, München

Motiv: © chen xue bing / Shutterstock

Satz im Verlag

Druck und Bindung: CPI books, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier | Fördert
gute Waldnutzung
FSC® C083411

Denn wenn die Erde ein Feldlager ist und das Meer
ein Beinhaus der Seelen, entzündet eure Leuchtfeuer,
wo immer ihr seid.

Wenn der Morgen kommt, stecht in See.

CAROLYN FORCHÉ, »MOURNING«

27. AUGUST 1985

SARAH UND THEO

Und eigentlich ist es ein Klacks oder müsste ein Klacks sein oder sollte ein Klacks sein, als er den Kopf vorbeugt und die Spitze seiner Zigarette in den Zigarettenanzünder drückt. Sie knistert bei der Berührung, ein typisches Geräusch für diesen kurzen Augenblick in der Geschichte, als Autos Zigarettenanzünder hatten und Fünfzehnjährige Marlboros qualmten und die Buicks ihrer Mütter fuhren, ohne auch nur einen Lernführerschein zu besitzen. Er will einem Mädchen imponieren. Sie heißt Misty Zimmerman, und falls sie die Nacht überlebt, wird sie mal Zeitschriftenredakteurin werden oder Lehrerin an einer Highschool oder Strafverteidigerin. Sie wird dreifache Mutter werden oder kinderlos bleiben. Sie wird in jungen Jahren an Eierstockkrebs sterben oder sogar noch ihre Urenkel kennenlernen.

Aber das sind nur ein paar mögliche Bahnen eines Lebens, eine Handvoll Sternschnuppen am Nachthimmel. Änderst du ein Element, ändert sich alles. Eine Erschütterung hier verursacht ein Erdbeben dort. Eine Bruchlinie vertieft sich. Ein Schalter wird umgelegt. Sein Fuß auf dem Gaspedal. Er weiß eigentlich gar nicht genau, was er da macht, aber davon lässt er sich nicht aufhalten. Er ist total aufgekratzt, wie es nur ein Fünfzehnjähriger sein kann. Er hat etwas zu beweisen. Sich selbst. Misty. Seiner Schwester. Als würde er sich an ein Skript halten, das in Braille verfasst ist, und mit den Fingern über Zeichen gleiten, die er nicht versteht.

»Theo, nicht so schnell.« Das sagt seine Schwester Sarah von der Rückbank.

Misty sitzt vorne.

Sarah war es, die ihm den Schlüssel für das Auto ihrer Mom zugeworfen hat. Sarah, siebzehn Jahre alt. Nach dieser Nacht wird sie für ihn unergründlich werden. Der Sommerhimmel ist ein über Mond und Sterne geworfener Schleier. Die Straßen sind still, die guten Menschen von Avalon sind längst zu Bett gegangen. Ihre eigenen Eltern schlafen in ihrem Doppelbett unter dem karierten Überwurf, den eine Patientin ihres Vaters gestrickt hat. Seine Mom hat einen festen Schlaf, doch sein Dad ist durch das Leben als Arzt darauf trainiert, beim geringsten Anlass hochzuschrecken. Er ist allzeit bereit.

Die Teenager haben keine bösen Absichten. Es sind liebe Kinder – das würde jeder bestätigen. Aber sie langweilen sich. Der Sommer geht zu Ende. In einer Woche fängt die Schule wieder an. Sarah geht dann in die Abschlussklasse, und in einem Jahr wird sie fort sein. Seine Schwester ist ein Superstar. In allem immer die Beste. Vor Potenzial strotzend. Theo hat noch drei Jahre vor sich, und er hat sich kaum hervorgetan. Er ist ein pummeliger, schweigsamer Junge, der sich häufig schämt. Er wird schnell rot. Er spürt, wie seine Wangen heiß werden, während er den Zigarettenanzünder hält und inhaliert, das Knistern hört, den Rauch tief in die Lunge zieht. Sein Vater – ein Lungenfacharzt – würde ihn umbringen. Vielleicht hat Sarah ihm deshalb den Schlüssel zugeworfen. Vielleicht will sie ihm helfen, ihn dazu bringen, endlich *aktiv* zu werden, verdammt noch mal. Ein Risiko einzugehen. Lieber was Verbotenes zu tun als gar nichts.

Misty Zimmerman ist nur zufällig dabei. Es war Sarah, die sie eingeladen hat mitzukommen. Sarah, die für Theo tut, was er nicht für sich selbst tun kann. Änderst du ein Element, än-

dert sich alles. Der Buick rast die Poplar Street entlang. Misty reckt sich und gähnt auf dem Beifahrersitz. Theo biegt nach links ab, dann nach rechts. Langsam hat er den Bogen raus. Er setzt den Blinker und fährt auf die Schnellstraße. Als sie an der Mall vorbeikommen, schaut er zu Burger King hinüber, ob der noch aufhat.

»Pass auf!«, schreit Sarah.

Mit rasendem Herzen schlingert er zurück in seine Spur. Fast hätte er die Leitplanke gestreift. An der nächsten Ausfahrt verlässt er die Schnellstraße und verringert das Tempo. Das Ganze war eine schlechte Idee. Er will nach Hause. Außerdem will er noch eine Zigarette.

»Fahr rechts ran«, sagt Sarah. »Lass mich fahren.«

Theo hält Ausschau nach einer Stelle, wo er gut anhalten kann. Er hat keine Ahnung, wie man einparkt. Sarah hat recht – es war eine blöde Idee.

»Oder nein, vergiss es. Besser nicht«, sagt sie.

Sie sind fast zu Hause. Das ist wie ein Refrain in seinem Kopf: *Fast zu Hause, fast zu Hause, fast zu Hause*. Nur noch ein paar Blocks. Sie passieren das Haus der Hellers, das der Chertoffs.

Als Theo sich vorbeugt, rutscht ihm der Anzünder aus den Fingern und fällt in seinen offenen Hemdkragen. Er stößt einen Schrei aus und versucht, ihn zu packen, was alles nur noch schlimmer macht. Er drückt den Rücken durch, um das glühend heiße Metall Ding rauszuschütteln, aber es klemmt zwischen Shorts und Bauch. Der Geruch von versengtem Fleisch. Ein vollkommener glänzender Halbmond wird zurückbleiben. Jahre später wird eine Geliebte mit dem Finger über die Narbe an seinem Bauch fahren und fragen, wie er die bekommen hat, und er wird sich wegrehen. Doch jetzt – jetzt schießen ihre Zukünfte wie Gammastrahlen aus dem fahrenden Auto. Drei

Highschool-Schüler. Was, wenn Sarah stattdessen an dem Abend mit Freunden ausgegangen wäre? Was, wenn Misty Nein gesagt hätte? Was, wenn Theo sich wie fast jeden Abend ein Salami-Sandwich mit reichlich Senf geschmiert hätte und dann ins Bett gegangen wäre?

Das Lenkrad wird herumgerissen. Die Schreie von Teenagern in der Nacht. *Theo nein stopp scheiße fuck oh Gott*, und es sind keine quietschenden Bremsen zu hören – nichts, um die Wucht abzufangen. Der Zusammenprall von Metall und einer alten Eiche: das Geräusch zweier kollidierender Welten.

Der Kotflügel und die rechte Seite des Buick werden zerknautscht, als wäre der Wagen ein Spielzeug und alles bloß eine Illusion. Oben, im ersten Stock des Hauses von Benjamin und Mimi Wilf, geht ein Licht an. Ein Fenster wird geöffnet. Ben Wilf starrt für den Bruchteil einer Sekunde auf die Szene unten. Als er die Haustür erreicht, steht seine Tochter Sarah vor ihm – *Gott sei Dank Gott sei Dank Gott sei Dank* –, T-Shirt und Gesicht blutverschmiert. Theo kniet auf allen vieren auf dem Boden. Er scheint unversehrt zu sein. *Gott sei Dank Gott sei Dank Gott sei Dank*. Doch dann –

»Im Auto ist ein Mädchen, Dad –«

Misty Zimmerman ist bewusstlos. Sie ist nicht angeschnallt – wer schnallt sich denn schon an? –, und aus einer Platzwunde an ihrer Stirn strömt Blut. Keine Zeit, einen Krankenwagen zu rufen. Wenn sie warten, bis Rettungssanitäter eintreffen, ist das Mädchen längst tot. Also tut Ben das, was getan werden muss. Er beugt sich durch die Fahrtür, packt das Mädchen unter den Achselhöhlen und zieht es heraus.

»Dein Hemd, Theo!«, blafft er.

Theo dreht sich der Magen um. Ihm wird schlecht.

Er zieht das Hemd aus und wirft es seinem Vater zu. Ben hebt Mistys Kopf an und wickelt ihr das Hemd als Druckver-

band fest um den Schädel. Sein Verstand arbeitet jetzt bedächtig und ruhig. Er ist ein sehr guter Arzt. Er fühlt den Puls des Mädchens.

Mimi steht auf den Stufen vor der Haustür, und ihr Nachthemd bläht sich im Wind, der scheinbar wie aus dem Nichts aufgekommen ist.

»Was ist passiert?«, schreit Mimi. »Sarah? Theo?«

»Ich war's, Mom«, sagt Sarah. »Ich bin gefahren.«

Theo starrt seine Schwester an.

»Das ist doch jetzt völlig egal«, sagt Ben leise.

Auf der ganzen Division Street sind die Nachbarn wach geworden. Der Unfall, die Stimmen, die Spannung in der Luft. Irgendwer muss den Notruf gewählt haben. In der Ferne das Jaulen einer Sirene. Ben weiß es, bevor er es weiß, auf eine tiefe, instinktive Art. Er konnte es im Dunkeln nicht sehen, als er das Mädchen aus dem Auto zog. Er nahm nur die Kopfverletzung wahr, die heftige Blutung. Jetzt weiß er es: Ihr Genick ist gebrochen. Und er hat das denkbar Schlimmste getan. Er hat sie bewegt. In den Tagen darauf wird er die Geschichte immer wieder erzählen: der Polizei, dem intensivmedizinischen Team, Mistys Eltern. Die Geschichte – dass Sarah gefahren ist, Misty auf dem Beifahrersitz saß und Theo auf der Rückbank – wird nicht infrage gestellt werden. Nicht in dieser Nacht und auch sonst nicht. Sie wird zum dunkelsten Familiengeheimnis werden, einem so gefährlichen Geheimnis, dass niemand es je aussprechen wird.

21. DEZEMBER 2010

BENJAMIN

Der Junge ist wieder am Fenster. Es ist 22.45 Uhr, eine Zeit, zu der Jungen in seinem Alter – er wird bald elf – doch wohl in ihren Betten schlafen und ihre unruhigen, ungestümen Träume träumen sollten. Doch stattdessen ist er unweigerlich da: dunkles Haar, das im Licht des Vollmonds schimmert, kleine Hände, die sich an der Fensterbank festhalten, während er den dünnen Hals durch das offene Fenster nach oben reckt und den Himmel absucht. Der Atem des Jungen bildet in der Kälte Dampfwolken. Jetzt nimmt er dieses komische Teil, hält es wie einen Kompass mal in die eine, mal in die andere Richtung, und das unheimliche, milchig blaue Licht von dem Ding erhellt sein blasses Gesicht. Was zum Teufel macht er da? Ben muss sich beherrschen, dass er nicht sein eigenes Fenster öffnet und dem Kind über die Division Street hinweg zuruft: *Sei vorsichtig!* Die Worte liegen ihm auf der Zunge.

Wo sind deine Eltern?

Aber er kann auch die Eltern sehen, weil bis auf das Zimmer des Jungen das ganze Haus hell erleuchtet ist, wie eine Liebeserklärung an das örtliche Elektrizitätswerk. Die Mutter sitzt am Küchentisch über eine Zeitschrift gebeugt, ein Weinglas neben dem Ellbogen. Die Gestalt des Vaters ist in dem Fitnessraum zu erkennen, den sie über die Garage gebaut haben. Der Mann rudert wie ein Wahnsinniger, als müsste er einen Ertrinkenden erreichen.

Das Haus auf der anderen Straßenseite gehörte früher den

Platts und davor den McCarthys. Damals, als er und Mimi hierherzogen, als die Division Street noch den begehrteren Teil der Stadt von den Häusern in der Nähe des Bahnhofs trennte (obwohl es als unfein galt, darüber zu reden), gab es noch keine angebauten Fitnessräume, keine Poolhäuser wie das, das scheinbar über Nacht hinter dem alten Haus der Berkelhammers aus dem Boden geschossen ist, keine Außenkamäne und raffinierten Soundsysteme in moosbewachsenen Steinmauern.

Ein einsames Auto kommt die Division Street herunter und biegt ab auf die Poplar Street. In der Ferne kreischt eine Katze. Die harten Blätter des Ilexstrauchs kratzen unten am Küchenfenster. Eigentlich hatte Ben den Gärtner im letzten Herbst bitten wollen, ihn auszugraben, bevor die Pflanze die alte Holzverschalung des Hauses noch mehr angreift, aber er hatte so viel anderes um die Ohren, dass es ihm entfallen war. Jetzt wird sich bald jemand anders darum kümmern müssen. Die neuen Besitzer, ein Paar, das er nicht kennengelernt hat, ziehen aus Cleveland hierher. Zusammen mit zwei kleinen Kindern. Und einem von diesen Basset-Hunden, die immer traurig dreinblicken.

So wird er also diese letzte Nacht verbringen? In seinen Flanellbademantel gehüllt, aus dem Schlafzimmerfenster blickend, die Bilder und Geräusche dieser Gegend aufsaugend, in der er mehr Jahre verbracht hat als irgendwo sonst? Er will sich alles einprägen, als würde er zum letzten Mal den Körper einer Geliebten nachzeichnen.

Vierzig Jahre.

Mimi und er haben sich oft über die Leute lustig gemacht, die so kitschige, alberne Dinge sagten wie: *Alles geht so schnell vorbei*. Aber jetzt steht er hier. Vierzig Jahre nachdem er und Mimi in dieses Haus eingezogen sind. Mimi war mit Theo

schwanger, und Sarah trug noch Windeln. Wahrscheinlich waren sie nicht viel anders als das Paar aus Cleveland, als sie sich ausmalten, wie das Leben sein würde. In sämtlichen Räumen unten sind Umzugskartons bis zur Decke gestapelt und mit ihrem Bestimmungsort beschriftet:

S. W. steht auf denen mit Porzellan, Mimis Silberbesteck, dem Großteil der guten Bettwäsche. Sie alle gehen an Sarah in Santa Monica, obwohl ihm schleierhaft ist, warum sie noch mehr Zeug haben will, als sie schon hat. Seine Tochter war nie der sentimentale Typ, aber vielleicht wird sie jetzt, im mittleren Alter, etwas weicher.

T. W. auf den Kartons mit Tausenden von Schallplatten – echtes Vinyl –, für die Theo in seinem Loft in Brooklyn einen Schallplattenspieler gekauft und wieder ans Laufen gebracht hat. Außerdem bekommt Theo Kartons mit der Aufschrift *B. W. Akten* geliefert. Sie stammen aus Bens Praxis und reichen zurück bis in seine Zeit als Assistenzarzt. Was soll er sonst damit anstellen? Verbrennen? Nein. Er wird sie in der Obhut seines Sohnes lassen.

Der Junge hat ihn bemerkt. Wie schon in den letzten Nächten hebt er die Hand und winkt – ein Kinderwinken, mit flatternden Fingern. Ben entriegelt sein Fenster und schiebt es hoch. Die kalte Luft trifft auf seine Brust.

»Hey, du!«

Er weiß genau, wie der Junge heißt. Waldo, ein einprägsamer Name – aber es kommt ihm zu vertraulich vor, ihn zu benutzen. Obwohl die Familie nun schon seit einem Jahrzehnt gegenüber wohnt, bleibt sie meist für sich. Als sie einzogen, hatte Mimi nie die Gelegenheit gehabt, wie gewohnt mit einem Teller Kekse und einem Briefchen bei ihnen vorbeizuschauen, um sie als Nachbarn willkommen zu heißen. Sie hatte immer eine Liste mit hilfreichen Tipps parat: Beim A & P auf

der Grandview Street gibt es frischen Fisch von der Fulton Street; die Lehrerin der zweiten Klasse lässt zu wünschen übrig, aber Mrs Hill unterrichtet die dritte Klasse und ist eine wahre Perle. Noch immer kann Ben die Mimi von damals sehen, als junge Mutter zu einer Zeit, in der über Kindererziehung noch nicht so gesprochen wurde wie heute, als wäre es eine Leistung wie Joggen oder Bergsteigen. Ihr dunkles, welliges Haar zu einem lockeren Knoten gebunden. Die langen Beine in Skischuhen. Ihr unbeschwertes Lachen.

Die Leute von gegenüber fahren immer am frühen Morgen los, der Vater in einem nagelneuen Lexus Hybrid, die Mutter in einem Prius – geräuschlose Autos –, und in der Abenddämmerung kehren sie zurück, gleiten leise in die Garage, deren automatisches Tor sich hinter ihnen schließt. Der Junge spielt nicht auf der Straße wie Sarah und Theo früher. Keines der Nachbarkinder ist je draußen im Garten. Sie werden von ihren Eltern oder Nannys herumkutschiert, schleppen Geigen- oder Cello-Kästen, wuchten Rucksäcke, die schwerer sind als sie selbst. Sie tragen Fußballtrikots oder blütenweiße Anzüge mit bunten Karate- oder Judogürteln um die schmalen Taillen.

»Hey, du!«, ruft Ben erneut. »Was machst du da?«

Der kleine Waldo hebt das Gerät – würde es nicht leuchten, könnte man es für ein schwarzes Buch halten, etwas größer als ein Paperback – Richtung Himmel, als wollte er Gott vorschlagen, ihm eine Gutenachtgeschichte vorzulesen. Ben kramt in der Bademanteltasche nach seiner Fernbrille. Jetzt kann er den Schriftzug auf dem Sweatshirt des Jungen lesen. Ein Fan der Boston Red Sox. Erstaunlich, hier im Territorium der New York Yankees. Bestimmt hat er es damit nicht leicht in der Schule. Besonders dieses Jahr, wo der Schlachtruf *Red Sox suck!* sich als allzu wahr erwiesen hat. Der lange Pony des Jungen fällt ihm über die Augen.

»Ein Jammer, das mit Pedroia«, ruft Ben.

»Und Youkilis. Und Ellsbury.« Der Junge klingt persönlich beleidigt. Seine Stimme ist unerwartet hell und melodisch, wie eine Flöte. Noch immer hält er das schwarze Buch zum Himmel gerichtet.

»Was hast du da?«, fragt Ben.

»Star Walk«, antwortet der Junge.

»Ist das ein Spiel?«

Der Junge wirft ihm einen teils enttäuschten, teils fassungslosen Blick zu, wie Ben selbst über die Division Street hinweg erkennen kann.

»Nein. Das ist kein Spiel.«

»Okay, was dann?«

»Wollen Sie mal sehen?«

»Na ja, ich –«

Ben zögert. Obwohl er den Jungen über die Jahre hinweg im Auge behalten hat, kennt er ihn eigentlich nicht.

»Bitte, ich zeig's Ihnen.«

Durchs Küchenfenster hebt sich die Silhouette der Mutter vor dem flimmernden Licht des Fernsehers ab. Der Vater ruert immer noch.

»Müsstest du nicht längst im Bett sein?«

»Ich bin nicht müde.«

Waldo erinnert Ben ein wenig an Theo in dem Alter. Theo war größer, kräftiger, und wenn er nicht schlafen konnte, taptete er runter in die Küche, klatschte Salamischeiben und Dijon-Senf auf eine Scheibe Brot und goss sich ein Glas Milch ein, als könnte nur das Gewicht einer vollen Mahlzeit ihm eine ruhige Nacht bescheren. Mimi schimpfte dann immer mit Theo, weil er sich doch schon die Zähne geputzt hatte, und insgeheim fürchtete sie, dass Theo zu dick wurde. Ach, wie sehr wünschte Ben, sie hätten damals auch nur einen Bruchteil von dem ge-

wusst, was er heute weiß! Dass all die kleinen Sorgen (Karies! Ein paar Pfund Babyspeck zu viel!) doch im Grunde völlig unbedeutend waren.

»Wir treffen uns am Zauberbaum«, ruft der Junge. »In zwei Minuten!« Er zieht den Kopf ein und schließt das Fenster, verschwindet in seinem dunklen Zimmer.

Ben schließt einen Moment lang die Augen. *Der Zauberbaum*. Er weiß, dass diese Generation von Nachbarskindern ihn so nennt. Und warum auch nicht? Eine majestätische Eiche an der Ecke von Division und Birch Street (alle Straßen westlich der Division sind nach Bäumen benannt), der Stamm inzwischen fast anderthalb Meter dick. Um den Baum herum wachsen – je nach Jahreszeit – Dutzende Arten von Wildblumen, hohe, duftende Gräser. Jedes andere Fleckchen Grün im Viertel wird regelmäßig von Landschaftsgärtnern gepflegt und getrimmt, doch die Eiche wacht über ihren eigenen kleinen Dschungel, eine urwüchsige Parzelle. Menschen, die die Geschichte nicht kennen – Neuzugezogene –, gehen davon aus, dass die Familie, die in Division Nr. 18 wohnt, Bens Haus, sich um den Baum kümmert. Sie könnten falscher nicht liegen. Doch Ben wird sie nicht aufklären.

Er geht nach unten und durch den schmalen Korridor zwischen den deckenhoch gestapelten Kartons auf beiden Seiten der Diele. Nimmt seinen alten Daunenparka von der Garderobe neben der Tür und zieht ihn über den Bademantel. Was für einen Anblick er wohl bietet! Ein alter Mann, der auf seine Veranda tritt und allem Anschein nach einen bodenlangen Rock, flauschige Hausschuhe und eine schäbige, verschlissene Skijacke trägt.

Der Junge wartet schon an dem Baum. Von hier aus kann auch er seine Mutter sehen, die sich im Haus auf der anderen Straßenseite das nächste Glas Chardonnay eingießt, seinen ru-

dernden Vater. Aber er achtet nicht auf das geheime Leben seiner Eltern, das sich da wie auf einem Fernschirmschirm abspielt. Nein, er interessiert sich mehr für das Ding, wie hieß es doch gleich ... irgendwas mit Sternen. Er hält es hoch Richtung Himmel.

»Hi!« Ben streckt ihm die Hand entgegen. »Wir haben uns noch gar nicht richtig vorgestellt. Ich bin Dr. Wilf.«

»Ich weiß«, sagt der Junge. Natürlich weiß er das. Sonst hätte er nicht mitten in der Nacht sein sicheres Zuhause verlassen, um sich mit einem Wildfremden zu treffen. Oder? Ben spürt einen Anflug von Beschützerinstinkt gegenüber dem Jungen. Am liebsten würde er über die Straße marschieren und an die Haustür klopfen. *Es ist elf Uhr abends. Wissen Sie, wo Ihr Sohn ist?* Aus der Nähe betrachtet ist das Gesicht des Jungen so schön wie das aller Kinder in dem Alter, die Haut glatt und schimmernd. Die Wimpern sind so lang, dass sie Schatten auf die Wangen werfen. Der dünne Hals, die schmalen Schultern. Zehn, beinahe elf. Ein Junge kurz vor einer gewaltigen Veränderung. Ein Junge (dabei denkt er mit einem schmerzlichen Stich an Theo), der im Begriff ist, in ein Meer der Ungewissheit zu waten, aus dem er erst nach Jahren zurückkehren wird.

»Ich bin Waldo.«

»Hallo, Waldo!«

Ben betrachtet das Gerät. Der Bildschirm scheint den klaren, mond hellen Himmel zu spiegeln. Sterne leuchten vor einem bläulich schwarzen Hintergrund. Musik dringt aus dem Teil – fremd, außerirdisch. Jetzt erkennt Ben, dass es sich um eines dieser neuen, heiß begehrten Geräte handelt, aber ihm fällt nicht ein, wie es heißt. In den Nachrichten hat er Berichte über Leute gesehen, die die ganze Nacht vor Geschäften Schlange standen, nur weil sie zu den Ersten gehören wollten, die es kauften. Er fragt sich, ob der Vater des Jungen auch ange-

standen hat. Der Intensität nach zu schließen, mit der er rudert, vermutet Ben, vielleicht zu Unrecht, dass er ein Mann ist, der stets der Erste sein muss.

Als Waldo den Bildschirm neigt, bilden sich Linien, Formen erscheinen, als würde sich ihnen der Himmel öffnen. Ein Stier. Eine Schlange. Ein Krebs. Ein Kind mit einer Leier.

»Sehen Sie mal.« Waldo fährt mit dem Zeigefinger seitlich am Bildschirm hinunter. Die Bildschirm-Sterne wirbeln durch den Bildschirm-Himmel, während über ihnen, hoch über der Division Street, ein Flugzeug durch die Nacht gleitet. Die Lichter an den Tragflächen blinken gleichmäßig. Es ist höchstwahrscheinlich unterwegs zum Flughafen JFK. Die realen Sterne sind seltsam unbeweglich, weniger überzeugend als das Flugzeug oder die Sternensimulation auf Waldos Bildschirm.

»Wann ist Ihr Geburtstag?«, fragt Waldo unvermittelt.

»Sechzehnter Januar.«

»Welches Jahr?«

»Willst du wissen, wie alt ich bin?«

»Nein – darum geht's nicht!« Der Junge wirkt immer wie kurz vor einer extremen, fast explosiven Frustration, als ob die Welt um ihn herum seinen Erwartungen nicht genügen kann oder will.

»Neunzehnhundertsechundsunddreißig«, sagt Ben. »16. Januar 1936.«

»Um wie viel Uhr ungefähr?«

Ben muss nachdenken. Weiß er das überhaupt? Die letzte Person, der die Uhrzeit seiner Geburt wichtig genug war, um sich daran zu erinnern, war seine längst verstorbene Mutter. Aber dann fällt es ihm ein.

»Kurz vor neun Uhr abends.«

»Und wo?«

»In New York, Brooklyn, um genau zu sein.«

Der Junge setzt etwas in Bewegung, lässt die Galaxie kreisen, und das Datum auf dem Bildschirm läuft mit atemberaubender Geschwindigkeit rückwärts, rückwärts, rückwärts. Obwohl der Boden kalt und feucht ist, noch nicht ganz gefroren, und obwohl Ben weiß, dass er morgen mit Gliederschmerzen dafür bezahlen wird, setzt er sich zwischen zwei mächtige Wurzeln der Eiche auf die Erde. Seine mageren Altmännerbeine lugen aus dem Bademantel hervor, und er bedeckt sie mit dem weichen karierten Flanellstoff. Der Junge kniet sich in Red-Sox-Pyjama und Skijacke neben ihn. Die Daten auf dem Bildschirm rasen weiter, die Formen im Himmel verwandeln sich, gehen ineinander über. Ben kommt kaum noch mit. Ein Bär. Ein Löwe. Ein Segelboot.

Er blickt die Division Street hinunter, sieht die wenigen noch brennenden Lichter in den Häusern, deren Bewohner er nicht mehr kennt. Früher hätte er praktisch alles über die Familien, die in diesen Häusern lebten, erzählen können. Wohl oder übel – wohl *und* übel – wusste er von Jimmy Platts kleinem Drogenproblem, von Karen Russos Affäre mit Ken dem Golflehrer, von der Spielsucht, die schließlich zur Folge hatte, dass das Haus der Gelfmans zwangsversteigert wurde. Er wusste, dass Julie Heller regelmäßig einen Joint rauchte, wenn sie mit ihrem Königspudel spätabends Gassi ging, dass Eric Walker einen Entzug gemacht hatte, wenngleich keiner je herausgefunden hatte, wovon.

Ihre Straße war wie jede andere, mit den Geheimnissen, dem Kummer und den Lügen, den Triumphen und Augenblicken des Anstands, wie sie sich durch alle Gemeinschaften ziehen. Er hatte sich oft davon eingeengt gefühlt – und Mimi hatte es schier wahnsinnig gemacht –, aber dennoch hatte er einen gewissen Trost darin gefunden, dass es nun mal *seine* Straße war. *Seine* Nachbarn. Mit der Entscheidung, in ein bestimmtes

Haus auf einer bestimmten Straße zu ziehen, hatten sie alle ihr Schicksal miteinander verknüpft. Ihre Kinder waren in den Häusern der anderen ein und aus gegangen. Hatten ihre ersten Zigaretten gemeinsam geraucht, waren beste Freunde gewesen, dann erbitterte Feinde, dann wieder Freunde. Wie die Ranken, die am Stamm der Zaubereiche emporwuchsen, hatte die Kindheit sie von innen heraus geformt. Die Eltern waren wie Zeugen, wie Zuschauer, lernten, miteinander auszukommen (*den Kindern zuliebe*, sagte Mimi oft), und manchmal mochten sie einander immerhin so sehr, dass sie gemeinsam Urlaub machten.

Jetzt hat die Straße die Bürgersteige hochgeklappt für die Nacht. Alarmanlagen eingeschaltet. Lipitor eingeworfen oder Fluctin oder Clonazepam. Ein paar Glückliche vielleicht Viagra. Paare, hauptsächlich Männer und Frauen Mitte dreißig oder vierzig – fast halb so alt wie er –, liegen zusammen oder getrennt im Bett, lesen oder dämmern ein, während sie noch irgendeine Arztserie gucken. Babys, Kleinkinder, Schulkinder, Teenager – alle lassen den Tag los, ergeben sich dem Morgen.

Alle außer Waldo.

»Sie sind vierundsiebzig«, sagt Waldo.

»Das hast du im Kopf ausgerechnet.«

»Gucken Sie mal.« Waldo reicht Ben das Gerät, das schwerer ist, als es aussieht. »Da ist er.«

Ben braucht ein paar Sekunden, bis er begreift, was er da sieht: den Himmel seiner Geburt. »Canis Major«, sagt Waldo. »Ein richtig cooles Sternbild. Canis Major enthält Sirius – den Hundstern. Der hellste Stern am Nachthimmel.«

Ben berührt den Bildschirm, zeichnet den Hund mit dem Zeigefinger nach: ein Tier mit großen Pfoten, sitzend, den Kopf aufgerichtet, als wartete es auf weitere Anweisungen. Waldo beugt sich vor und tippt auf einen Kreis in der oberen linken Bildschirmecke.

»Das Sternbild Canis Major gehört zu den achtundvierzig Sternbildern, die im zweiten Jahrhundert von dem Astronomen P...Ptol...Ptolemäus beschrieben wurden«, liest Waldo vor, »und zu den achtundachtzig modernen Sternbildern. Sein lateinischer Name bedeutet ›größerer Hund‹, und meistens wird er sy...symb...«

»Symbolisch«, hilft Ben dem Jungen weiter.

»Ich weiß!«

»'tschuldige.«

»... als einer der Hunde dargestellt, die dem Jäger Orion folgen. Siehe auch Canis Minor, der ›kleinere Hund‹.«

»Da bin ich aber froh, dass ich unter einem größeren Hund geboren bin, nicht unter einem kleineren«, sagt Ben.

Waldo sieht ihn empört an.

»Sie machen sich über mich lustig.«

»Nein.«

»Dann war das ein Witz.«

»Na ja, schon.«

»Das ist aber ernst.«

Im Licht des Geräts sieht Ben, dass Waldo Tränen in den Augen stehen.

»Okay, mein Junge.« Ben tätschelt ihm unbeholfen die Hand. »Tut mir leid. Ich wollte dich nicht –«

»Alle denken, das ist blöd oder so.«

Der Junge versucht mit aller Kraft, nicht zu weinen, doch sein spitzes kleines Kinn bebt.

»Wer ist denn ›alle‹?«, fragt Ben.

»Weiß nicht.«

»Na komm.«

Eine lange Pause, in der Ben bemerkt, dass die Haut um die Fingernägel des Jungen wund und rissig ist, abgekauet und abgezupft.

»Mein Dad«, sagt Waldo schließlich. Zum ersten Mal blickt er über die Straße zu den Fenstern über der Garage, die jetzt dunkel sind.

»Na, ich bin sicher, das stimmt nicht«, sagt Ben, obwohl er das nicht beurteilen kann.

Waldo zuckt mit den Schultern, konzentriert sich wieder auf den Bildschirm und tippt auf ein anderes Sternbild.

»Pyxis«, sagt er mit bebender Stimme.

Die Form eines Kompasses erscheint unter dem großen Hund Canis am Himmel. »Pyxis«, liest Waldo, »Lateinisch für ›Büchse«, ist ein kleines und schwaches Sternbild am Südhimmel. Der lateinische Name bedeutet auch ›Schiffskompass«. Es wird leicht mit Circinus verwechselt, doch das sym...«

Ben lässt Waldo, dessen Stirn vor Konzentration gerunzelt ist, allein mit dem Wort ringen. Der Junge bricht ihm das Herz; er ist noch so klein, versucht aber trotzdem, die ganze Welt auf seinen schmalen Schultern zu tragen.

»... *symbolisiert* einen Zirkel«, beendet Waldo den Satz. Er weint jetzt.

Ben möchte ihn an sich ziehen, doch stattdessen schlingt er einen Arm um Waldos Schultern. Der Junge lehnt den Kopf an ihn, eine so schlichte und arglose Geste, dass Ben beinahe selbst die Fassung verliert. Der ganze Kinderkörper bebt.

»Ist ja gut, Kleiner«, flüstert Ben. »Alles wird gut.«

Unwillkürlich schwankt er hin und her, wie früher mit Theo, mit Sarah, nicht nur, als sie Babys waren, sondern bis zu diesem Alter, diesem Abgrund. Er umarmte sie fest, merkte dann, dass er schwankte, sich wiegte wie auf einer Tanzfläche, nachdem die Musik aufgehört hat.